

Hinweise

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **82 (2002)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Dichter und sein Henker?

Ernst Rudin, *Der Dichter und sein Henker? Lorcás Lyrik und Theater in deutscher Übersetzung, 1938–1998, Edition Reichenberger, Kassel 2000, 357 S. (Europäische Profile 52), DM 88.–.*

Mit dieser witzigen Abwandlung des Dürrenmatt-Titels sind Federico García Lorca und sein deutscher Übersetzer Heinrich Enrique Beck gemeint. Das hier anzuzeigende Buch versucht, in der schier endlosen Kontroverse um die deutschen Lorca-Übersetzungen einen Schiedsspruch zu fällen. Seit den Fünfzigerjahren ist die Kritik der Lorca-Kenner an Becks deutschen Fassungen der Lyrik und vor allem der Dramen immer lauter geworden. Freilich, wohl selten wurde einem Übersetzer so genau auf die Finger geschaut wie ihm, denn der von Beck und den Erben vehement verteidigte Alleinanspruch auf das Übersetzungsrecht war ein Ärgernis. Die Unzufriedenheit der deutschen Lorca-Verleger – keine geringeren als Insel und Suhrkamp – hat schliesslich so weit eskaliert, dass sie eigens Gutachten in Auftrag gaben und im Mai 1998 den «Fall Lorca» an einer Pressekonferenz publik machten (vgl. NZZ Nr. 115 vom 20. Mai 1998). «Wer Lorca bisher nur in der Beck'schen Übersetzung kennengelernt hat, kennt diesen Autor noch nicht», so z. B. das harte Urteil von Harald Weinrich.

Für die Übersetzungswissenschaft ist der Kasus hochinteressant. Der Freiburger Hispanist Ernst Rudin hat sich seiner Freiburger Habilitationsschrift mit grosser Akribie angenommen und die verschiedenen Übersetzungen einzelner Dichtungen sowie zweier Dramen Lorcás Zeile für Zeile verglichen. Dass dazu als Kriterium dem Übersetzungswissenschaftler nur die sogenannte Äquivalenz zur Verfügung steht, die anzustrebende «Gleichwertigkeit» von Original und Übersetzung, lässt erkennen, wie prekär und subjektiv das Instrumentarium dieser Wissenschaft leider

ist. Rudin wägt Stelle für Stelle ab, vergisst dabei nicht, dass jedem Text als Ganzem ein Tenor, eine «Überaufgabe» eigen ist, die der Übersetzer verfehlen kann, auch wenn er im Einzelfall adäquat übersetzt. In seinem unablässigen Bemühen um Fairness schont Rudin keinen der Übersetzer. Das Fazit: Keine der vier deutschen Fassungen von Lorcás «Bernarda Alba» sei als Ganzes optimal äquivalent, auch die von Enzensberger (1998) nicht. Die «Zigeunerromanzen» in Beck'schem Deutsch seien viel besser als ihr Ruf, denn er wollte konsequent den spanischen Romanzenvers mit dem Rhythmus des deutschen Bänkelsangs und dem Moritaten-Ton wiedergeben. Ganz verfehlt hingegen die Fassungen von «Dichter in New York», da Beck zu diesen Gedichten keinen Zugang gefunden hatte, sie dennoch übertragen musste, weil er in der Falle seines Alleinübersetzungsrechtes festsass. Der Buchtitel mit dem «Dichter» und dem «Henker» war ein zu hübscher Kalauer, als dass Rudin darauf hätte verzichten wollen. Dass Enrique Beck nach den eingehenden Vergleichen nicht ganz und gar als der «Henker» Lorcás dasteht, mag Rudin zu dem mildernden Fragezeichen bewegt haben. Ein ausführlicher Namen- und Sachindex erschliesst die Studie bequem. Unter dem Stichwort «Übersetzungsfehler» wird auf ganze 38 Seiten der Studie verwiesen. Wer Spanisch und Deutsch kann und sich für Übersetzungsfragen interessiert, kann hier eine Menge dazulernen. Übrigens war der Schriftsteller und der Künstler Federico García Lorca, jenseits der strittigen deutschen Versionen, im Herbst 2000 Gegenstand einer reich dokumentierten Ausstellung im Zürcher Museum Strauhof.

Gustav Siebenmann

Konservatismus im Zeichen des «letzten Gefechtes»

Bernhard Ruetz, *Der preussische Konservatismus im Kampf gegen Einheit und Freiheit. Studien und Texte zur Erforschung des Konservatismus, Bd. 3, Verlag Duncker & Humblot, Berlin 2001.*

Ein Schweizer Autor – Bernhard Ruetz – hat sich an die Analyse des Schlusskampfes der preussischen Aristokratie gegen den nivellierenden bürokratisch-liberalen Staat im 19. Jahrhundert gewagt. Schon im 17./18. Jahrhundert waren die preussischen «Junker», wie sie auch genannt werden, von der bürokratisch-professionellen Staatsgewalt der Hohenzollern mehr und mehr funktionalisiert worden. Ihre ursprünglich-feudalen Herrschaftsrechte (auch im religiösen Bereich) gingen an den zentralen Apparat über, ihre jahrhundertlang ausgeübte Herrschaft über «Land und Leute» wurde durch bezahlte Staatsfunktionäre zurückgedrängt. Im 19. Jahrhundert vollendet sich dieser Prozess. Das Bürgertum setzt den rationalen Staat mit seinem seither nicht mehr prinzipiell angefochtenen «legitimen Zwangsmonopol» durch. Die allerletzten Reste feudaler Traditionen schwinden nach 1918. Nach 1945 wurde die preussische Herrschaft schliesslich (via «sozialistische Bodenreform») ökonomisch und zum Teil sogar physisch liquidiert. Sie hatte sich bis dahin schon weit in Richtung eines bürgerlichen Agrarkapitalismus entwickelt.

Ruetz' Arbeit konzentriert sich auf den entscheidenden Abschnitt der «politischen Enteignung» der Junker als ständischer Herrschaft zwischen der Revolution von 1848 und der späteren nationalen Reichsgründung durch Bismarck. Die politischen Kämpfe der Altaristokraten wie der Brüder von Gerlach, Moritz von Blankenburgs und des alten Thadden gegen die Durchsetzung der bürokratischen Lokal- und Kreisverwaltung, gegen die Einführung der staatlichen Schulaufsicht, gegen die Oktroyierung der Zivilehe wie schliesslich gegen die Nationalidee werden von Ruetz in liebevollen Details geschildert, die der Spezialist beurteilen mag.

Interessant an Ruetz' Darstellung ist die Herausarbeitung des «Konservatismus» dieser Aristokraten, die – gestützt auf den bürgerlichen Intellektuellen Adam Müller, den Berner Patrizier Karl Ludwig von Haller und den jüdischen Rechtsgelehrten Friedrich Julius Stahl – eine ideologische Gegenposition zu Liberalismus und modernem Nationalstaat aufbauten. Es ging diesen Theoretikern wie den Junkern um die Verteidigung der ständisch gegliederten, feudalen Monarchie, um das «Eigenrecht» der überlieferten politischen Gewalten. Bismarck, der ursprünglich diesem Kreis nahe stand, wurde später als revolu-





tionärer Reichseiniger, Einführer des gleichen Wahlrechts und Testamentsvollstrecker der Liberalen zum verhassten Gegner dieser Altjunker. Indessen standen sie gegen die modernen Mächte von Liberalismus, Bürokratie und Nationalstaat auf verlorenem Posten. Ernst Ludwig von Gerlach definierte schliesslich ironisch «konservativ» als das Bestreben, «das, was man hat, möglichst langsam zu verlieren». In den Argumenten des Widerspruchs gegen die Allmachtsansprüche der Bürokratie und deren Rationalismus zeigt sich punktuell eine gewisse Nähe dieses Konservatismus zu Positionen, die wir heute liberal-konservativ nennen würden.

Das Herausfordernde an Ruetz' Darstellung ist die Reduktion des Begriffs «Konservatismus» auf die prinzipielle Gegendoktrin dieser Altfeudalen gegen die bürokratisch-liberalnationale Moderne. Das mag man tun. Es ist damit jener Begriffsaushöhlung vorgebeugt, durch welche «Konservatismus» als die jeweilige Interessenvertretung des Status quo erscheint (damit wäre selbst Castro heute ein «Konservativer»). Der Begriff verliert bei dieser Ausweitung jeden

Bezug auf bestimmte Werte. Indessen kann man der Ansicht sein, dass evolutionistische Positionen, die sich gegen den «Konstruktivismus» des Staates auf hergebrachte Institutionen wie Eigentum, Familie und freie Traditionen berufen, welche also die zentralistisch-szientistische «Anmassung von Wissen» zurückweisen, auch «konservativ» genannt werden sollten. Ein Hayek- oder Röpke-Liberaler würde sich wohl in diesem Sinn – im Anschluss an Edmund Burke, auf den sich Liberale wie Konservative berufen – «konservativ» nennen. Hayek selbst hat sich, was seine Position betrifft, entschieden gegen diese Bezeichnung gewandt. Letzten Endes geht es hier um Definitionsfragen, die wohl immer wieder ad hoc geklärt werden müssen.

Ruetz legt hier ein gut dokumentiertes, sorgfältig geschriebenes und gescheites Buch von rund 200 Seiten vor, das in Teil 1 und dem sehr kurzen Teil 3 besonders für den Historiker der Ideen, im Kernteil für den Spezialisten der preussischen Geschichte interessant ist.

Gerd Habermann

Zensur und Widerstand in Francos Spanien

Gabriele Knetsch, *Die Waffen der Kreativen. Bücherzensur und Umgehungsstrategien im Franquismus (1939–1975)*, Vervuert, Frankfurt a. M. 1999, 315 S., DM 88.–.

Es ist – leider und gottlob – eine über die Jahrhunderte hin immer wieder gemachte Erfahrung, dass Literatur sich von der Obrigkeit so schnell nicht zum Schweigen oder zur Hörigkeit zwingen lässt. Die langen Jahrzehnte der zunächst brutalen, dann allmählich sanfteren Unterdrückung der freien Meinungsäusserung in Spanien unter General Franco (1939 bis 1975) sind inzwischen zum fleissig beackerten, aber auch ergiebigen Forschungsfeld für den Zusammenhang zwischen Zensur und literarischer Kreativität geworden. Die Strategien des «Zwischen-die-Zeilen-Schreibens» an die Adresse scharfblickender Komplizen sind ohne Zahl und, wichtiger noch, sie entsprechen weitgehend den Verfahren zur Literarisierung von Sprache. Im Spanien der Nachkriegszeit selber hat sich unter anderen der Kritiker Manuel L. Abellán die Aufarbeitung dieses Kräftespiels zur Lebensaufgabe gemacht, und in Deutschland hat Hans-Jörg Neuschäfer die «Macht und Ohnmacht der Zensur» in den Medien untersucht (1991) und nachgerade eine stimulierende Wirkung der Zensur diagnostiziert. Und nun hat, aus grösserer Distanz und als Kasus der generellen Zensurforschung, Gabriele Knetsch die «Umgehungsstrategien im Franquismus» erneut unter die Lupe genommen. Ihr Buch über «Die Waffen der Kreativen» ist aus einer Münchener Dissertation hervorgegangen. Die Autorin ist auf der Suche nach Quellenmaterial und nach Zeugen ebenso forsch wie erfolgreich vorgegangen. Zum einen haben ihr sechs betroffene Schriftsteller, und nicht die schlechtesten, Interviews gewährt, des-

gleichen einige Verlagsmitarbeiter von damals, zum anderen hat sie Einblick nehmen können in die Akten der Zensurbehörde, in dem früher nicht zugänglichen Generalarchiv der Verwaltung in Alcalá de Henares. Einige aufschlussreiche Interviews stehen wörtlich im Anhang, auch das mit dem langjährigen Informationsdirektor unter Fraga Iribarne, Carlos Robles-Piquer. Deshalb kennt die Autorin nicht nur die Wirkungen der Bücherzensur auf die Schriftsteller, sondern auch – was diesen damals verschlossen blieb: die offiziellen Tabus und die konkreten Regeln für die Zensoren. So ist zunächst eine empirisch untermauerte Geschichte der franquistischen Praxis entstanden, gleichzeitig auch eine Analyse ihrer Auswirkungen, die – wie sich zeigt – weit über die Streichungen der Zensoren hinausgeht, bis hin zu deren Einflussnahme auf den Schreibprozess, zur «Scheren im Kopf».

Mit Geschick und Gespür hat Knetsch drei herausragende Romane genauer untersucht, in historisch sinnvoller Staffellung (1943–1961–1966). Das Ergebnis der klugen und nach Objektivität strebenden Untersuchung überrascht. Knetsch tritt mit Überzeugung gegen beide traditionellen Vorurteile an: gegen den Mythos vom «dummen Zensor» wie gegen jenen vom «listigen Schriftsteller», und damit auch gegen den «Mythos von der kreativitätsfördernden Wirkung der Zensur». «Gute Literatur muss mehr zu bieten haben als den listigen Wortgebrauch gegen den Zensor.» Nebst der Reproduktion von Zensurdokumenten findet man im Anhang dieser aufschlussreichen Studie eine weitgreifende Bibliographie.

Gustav Siebenmann

